

Gottesferne der Seele

Von Dr. Bernhard Martin, Kassel

In folgendem bringen wir das Einleitungskapitel einer demnächst erscheinenden Schrift des Verfassers: „Christ-Sein — Christ-Werden. Kleines christliches Übungsbuch für Laien“, in der 9 Übungsfelder des christlichen Lebens behandelt werden: Armut, Keuschheit, Gehorsam, Gebet, Reue, Meditation, Glaube, Hoffnung, Liebe.

Seitdem die Kirche besteht, hat sie die Wahrheit verkündet, die durch Jesus Christus offenbart worden ist; seitdem sie besteht, hat sie die christlichen Gläubigen zu dem Leben in dieser Wahrheit angehalten und ihnen dieses Leben vermittelt. So sind auch von der christlichen Frühzeit an immer wieder Menschen aufgestanden, die aus Christi Kraft, in besonderer Begnadung anderen Weisungen geben konnten, dieses Lebens tiefer teilhaftig zu werden. Diese Weisungen wurden allesamt aus dem Ewigen empfangen, aber wie es nicht anders sein kann, aus ihrer Zeit geboren und trugen den Bedingungen Rechnung, in denen sich die Menschen jeweils befanden. So ist im Laufe der Zeit ein großer Chor hilfreicher Stimmen entstanden, auf die wir hören, aus denen wir das uns Heilsame auswählen, die wir befolgen können. Weil aber diese Stimmen niemals ohne Beziehungen zu der Zeit ihrer Entstehung ertönen konnten und weil alle Menschen auf Erden zeitgebunden sind, kann es geschehen, daß späteren Geschlechtern mehr oder minder das Organ für die Wirkkraft der Worte und Weisungen von früher schwindet. Oft stehen Menschen, namentlich in unserer Zeit, vor den großen, aus der Vergangenheit herübertönenden Stimmen und errahnen oder erkennen zwar ihre Bedeutung und Würde, sind aber trotzdem unfähig, sie freudig, ohne Vorbehalte und fruchtbringend im eigenen Leben anzuwenden. Wie es bisher in der christlichen Geschichte geschehen ist, muß es auch heute und in Zukunft bleiben: die Sprache, das Sprachgewand der Wahrheit muß immer neu gefunden werden. Darin liegt der Grund, aus dem das vorliegende kleine christliche Übungsbuch hervorgegangen ist.

Der Mensch ist nicht zu allen Zeiten in allen Richtungen derselbe. Obwohl er nach wie vor und allezeit als endliches Geschöpf dem unendlichen Schöpfer, als Sünder und Begnadeter dem Richter und Erlöser gegenübersteht, hat er sich doch im Laufe der Geschichte ungemein geändert; er hat Fähigkeiten verloren, die ihm früher eigen waren; er hat Kräfte entfaltet, über die er vormed nicht gebot; er hat sich im Banne der Sünde immer weiter von Gott entfernt. Er hat sich entfernt? — Man kann sagen, die Entfernung der Menschheit von Gott sei durch den Ursündenfall grundgelegt und später nicht größer geworden, sie sei sogar durch die Erlösungstat Christi grundsätzlich wieder aufgehoben worden; man kann den Satz aber auch etwa so verstehen: Die erste Sünde hat andere nach sich gezogen und diese wieder andere, und jede Sünde wirkt sich von neuem in die kommenden Geschlechter unheilvoll aus. Wir tragen daher an den Sünden unserer Väter, des ganzen Menschengeschlechtes und ihrer Geschichte seit Urbeginn. Es geht der Menschheit als ganzer wie dem einzelnen Menschen, der in der Sünde lebt: Die Sünde zehrt an ihm, sie zerstört immer mehr die gottgewollte Ordnung seiner Kräfte, die Organe für das Ewige und Göttliche werden immer schwächer. Im Lichte dieses Hinweises nehme man die Bemerkung: Der Mensch hat sich im Banne der Sünde immer weiter von Gott entfernt. Was allerdings im ersten Falle *persönliche* Schuld bedeutet, ist es für den einzelnen als Glied der Menschheit in diesem Sinne nicht. Hier empfängt jeder sein Schicksal als eine Aufgabe, die es zu bewältigen gilt und zu deren Bewältigung ihm Gott hinreichende Gnaden zukommen läßt.

Wir leben heute nicht nur in einer Zeit und in einer Umwelt, die gegen früher sehr wohl gottlos im besonderen Sinn genannt werden dürfen und müssen, sondern auch in einem Zustand, der im Hinblick auf ein Früheres einen verhängnisvollen Absturz bedeutet. Diesem Zustand möchte das vorliegende kleine christliche Übungsbuch gerecht werden. Es ist für Menschen gedacht, die sich der Gottesferne ihrer Seele schmerzlich bewußt sind, aber ihr christliches Streben ebendort mit Wachheit pflegen wollen, wo sie in Wirklichkeit äußerlich und innerlich stehen. Das sind nicht alle unsere Zeitgenossen. Sehr viele haben sich in der Gottesferne der Seele eingerichtet und fragen und suchen und streben nicht mehr; diese werden niemals ein christliches Übungsbuch in die Hand nehmen. Für sehr viele Menschen aber besteht andererseits auch heute noch die Möglichkeit, Übungen, die einer mehr oder minder fernen Vergangenheit entstammen, ohne Unwahrhaftigkeit, Täuschung oder Überforderung fruchtbar anzuwenden. Wohl einem jeden, der dies vermag! Aber es sind auch viele Menschen da, die sich von dem quälenden Gefühl und Bewußtsein eines gewissen Zwiespaltes zwischen den mit so großer Sicherheit gegebenen und so weithin wirkenden christlichen Lebensregeln vergangener Zeiten und ihrem eigenen geistlichen Vermögen oder Unvermögen nicht freimachen können. Die Lage, in der sie sich, die Lage, in der wir uns befinden, darf und muß nüchtern und wahrhaftig gesehen werden; so allein gewinnt man den richtigen Ansatz für fruchtbares, segensreiches Streben und Üben. Zunächst aber scheint folgende Klarstellung angebracht zu sein:

Die Kirche selbst hat keine Wesenswandlungen durchgemacht; sie verkündet das Evangelium heute wie je, weckt das Charisma heute wie an ihren Anfängen und trägt das Erlöserwirken nach wie vor aus dem Überzeitlichen in die Zeit. Die Gebete der Liturgie sind großenteils uralte; das Credo der hl. Messe entstammt der christlichen Frühzeit, und die Priester vollziehen noch heute die Gebärden wie vor einem Jahrtausend. Die Kirche schreitet beharrlich und organisch durch die Zeit. Wo dieses Organisch-Beharrliche gestört wurde, wie etwa im Bereich des evangelischen Christentums, da sind Verluste entstanden, die unersetzbar und kaum zu überwinden sind.

Es ist selbstverständlich und göttlich-gut, daß das wesentliche Leben der Kirche keinen Veränderungen unterworfen ist, sondern die Kraft besitzt, jeder geänderten Zeitlage und ihren besonderen Erfordernissen ungeschwächt zu dienen. Wie der ausgewachsene Baum noch dieselbe Pflanze ist wie der junge Keimling, aus dem er hervorging, so ist die Kirche von heute das gleiche Wesen wie die Kirche der Urzeit. Aber auch: wie der ausgewachsene Baum etwas anderes darstellt und hervorbringt als das kleine Pflänzchen des Beginns, so stellt auch die Kirche von heute etwas anderes dar als die Kirche der ersten Zeit. Dies ist nicht im Sinne eines Werturteils gemeint — denn die Kirche steht wesentlich über jedem Werturteil —, wohl aber im Sinne der Aufgaben und Möglichkeiten.

Christus selbst hat von dem guten Hirten gesprochen, der dem verlorenen Schaf nachgeht, bis er es gefunden und zu seiner Herde zurückgeführt hat. So geht auch die Kirche, ihrem Wesen und Auftrag entsprechend, den Menschen, uns Menschen, uns verlorenen Menschen nach, um uns zu finden und zurückzuführen. Freilich kann das niemals an Menschen geschehen, die sich ihrer Stimme verschließen; die persönliche Freiheit und die eigene Verantwortung jedes einzelnen bleiben zu jeder Zeit bestehen. Es sind nicht alle erreichbar; es sind aber immer viele auf neue Weise erreichbar. Wenn also auch das kirchliche Leben im großen unverändert durch die Zeit schreitet, kann sich doch die kirchliche, die christliche Sprache dem Bedürfnis und der Fassungskraft immer neuer jeweiliger Geschlechter anpassen, entsprechend dem Grundsatz des hl. Paulus: „Den Juden bin ich ein Jude, den Griechen bin ich ein Grieche geworden.“

Wer den Gang der Geschichte des Abendlandes auch nur flüchtig überschaut, wird — aufs Ganze gesehen — eine verhängnisvolle, zunehmende, zuletzt entsetzliche Veränderung des menschlichen Bewußtseins gewahr. Im Mittelalter etwa haben die Menschen im ganzen im Gefühl einer Gottesnähe, einer Gottverbundenheit, gelebt, die wir Heutigen zwar bewun-

dern, aber nicht von uns selbst aus verwirklichen können. Dies ist kein Urteil über den sittlichen Glaubensstand der einzelnen, sondern über den Zeitgeist im ganzen, der auch noch Menschen — in einem Betracht — weniger gottesfern erscheinen läßt, die sich damals offenkundiger Todsünden schuldig machten, während heute auch viele ernst Strebende im Gefühl der Gottesferne, oft der Gottverlassenheit leben müssen. Die Geschichte der Neuzeit bedeutet eine fortschreitende Lösung des Menschen von Gott. Die Aufmerksamkeit der Forscher richtete sich mehr und mehr auf die irdisch-körperliche Welt, und diese lockte zunehmend zu Entdeckung und Eroberung. Soweit darüber in allgemeiner Form gesprochen werden kann, darf man sagen: der Mensch suchte und fand die Erde und damit zugleich sich selbst als Erdenwesen wie nie zuvor; in diesem Erdenwesen war begreiflicher- und gerechterweise vom Geiste Gottes immer weniger spürbar. Das kulturelle Leben wurde zunehmend selbstherrlich, es kam zu einer Philosophie, die gar nicht mehr von Gott redete, zu einer Kunst, der jede Gottesbeziehung fehlte, zu einer Wissenschaft, die des Gottesbegriffs vollends ermangelte. Und das alles wirkte und wirkt nicht nur auf die kleinen Kreise, die sich der Kultur, der Philosophie, der Kunst, der Wissenschaft tätig widmen, sondern auf alle. Im ganzen gleicht die neuere Menschheit mehr als ihre Vorgänger dem verlorenen Sohn in der Fremde, bevor er sich aufmachte und ins Vaterhaus zurückkehrte. Die so entstandene Gottesferne der Seele ist nicht nur bei denen vorhanden, die Gott leugnen und sich mit Bewußtsein einer rein irdischen Weltanschauung verschrieben haben, sondern, aufs Ganze gesehen, auch in der Christenheit. Es ist schwer zu sagen, ob die rein irdischen Gedanken den nur mehr irdischen Menschen hervorbringen oder umgekehrt. Sei nun der Ansatz dieses religiösen Niederganges wie immer, im Fortgang hat jedenfalls das Denken den Menschen und der Mensch das Denken herabgezogen; es handelt sich um ein Rad des Verderbens, bei dem menschliche Art und Gedankeninhalt sich um eine gemeinsame Achse bewegen, um eine Änderung des menschlichen Wesens, die offenbar auch diejenigen ergriffen hat, die an dem Gedanken, an dem Ziel des echten christlichen Lebens festgehalten haben.

Auf Grund des Angedeuteten läßt sich genau sagen, was hier mit dem Wort Gottesferne der Seele gemeint ist. Der neuere Mensch besteht zwar wie die Menschen je und wie die gesamte Schöpfung nur durch Gottes Kraft, aber er *fühlt* es schwächer und hat oft Mühe, diese Wahrheit ganz zu fassen; seine Seele, sein Bewußtsein, hat sich — wie soll man es anders ausdrücken? — von Gott weiter entfernt. Das gilt großenteils auch für diejenigen, die sich am Leben der Kirche beteiligen und ihm das Wesentliche für ihr eigenes Leben entnehmen wollen. Das ist ein weitverbreiteter trauriger Tatbestand, und er scheint, soweit das Wort hier herangezogen werden darf, durch den Ruf Christi am Kreuz „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du Mich verlassen?“ göttlich anerkannt zu sein und somit nur eine besondere Aufgabe zu stellen. Diejenigen aber, bei denen er vorhanden und denen er bewußt ist, tun gut, ihn ohne Täuschung zu betrachten und ihr Streben mit ihm in Einklang zu bringen. Mit dem Tatbestand hängt folgendes und Verwandtes zusammen:

Das kirchliche Leben, wie wir es oft führen, und das übrige Leben, wie es sich ergibt, stehen oftmals nicht in lebendiger Beziehung miteinander. Diese Bemerkung gilt hier nicht der Tatsache, daß unsere sittlichen Leistungen weit hinter dem zurückbleiben, was wir vollbringen möchten und wozu die Kirche uns anhält und grundsätzlich die Kraft vermittelt (dieser Zwiespalt besteht immer im Menschenleben), die Bemerkung gilt vielmehr der Tatsache, daß die Seelenhaltung, die wir während unserer Teilnahme am kirchlichen Leben pflegen, mit denen, die sonst unser Leben erfüllen, nicht genügend zusammenstimmen. Die Sprache der Kirche, worunter zusammenfassend alles verstanden sei, wodurch sich das Leben der Kirche mitteilt, stammt, wie angegeben und bekannt, großenteils nicht nur aus unserer Gegenwart, sondern ist Erbgut früherer und z. T. frühester Zeiten. Mancher Mensch kann in dieser Sprache leben, solange er den heiligen Handlungen beiwohnt oder solange er Hörer oder Leser religiöser Reden oder von Gebeten ist. Aber er kann in ihr, in der ihr

entsprechenden Seelenhaltung nicht weiterleben, wenn er in den Alltag von heute tritt und auf dessen so ganz andere — Sprache stößt.

Viele Menschen z. B. sind, auch heute noch, durchaus der Verehrung fähig, solange sie in Kirche oder Kapelle weilen oder solange sie ein erbauliches Buch in der Hand halten; aber die Verehrungskraft schwindet, sobald das — Leben sie aufnimmt und wenn sie in solche Lagen eintreten, wie dieses — Leben sie mit sich bringt. Wie oft geschieht es, daß man einen Priester durchaus verehrungsvoll betrachtet und behandelt, solange er am Altar sein göttliches Amt ausübt, hernach aber ihn mit derselben Kritiklust beurteilt, die den heutigen Menschen so ungemein — auszeichnet. Mit diesem Hinweis soll nicht jeglicher Kritik das Recht abgesprochen sein — Kritik, die der Liebe entstammt, ist überall berechtigt —; aber die wilde, zügellose, der Ehrfurcht und Liebe ermangelnde Kritik ist stets vom Übel. Sie zu entfernen, sie in eine aufbauende Kraft zu wandeln, das gehört mit zu den Aufgaben des rechten christlichen Strebens. Wir sollen nicht nur dem Priester am Altar, den Heiligen des Himmels, den Engeln Gottes, der erhabenen Gottesmutter, der allerheiligsten Dreifaltigkeit Verehrung entgegenbringen; wir sollen sie überall haben oder zu entwickeln suchen, und wirklich: man kann alle Wesen und Tatsachen der Welt mit Ehrfurcht anschauen oder anschauen lernen, mit Ehrfurcht behandeln oder behandeln lernen. Je mehr einer das vermag, um so mehr hat dann seine einschränkende oder auch tadelnde Kritik Gewicht. Das religiöse Streben des Menschen von heute aber, soweit es überhaupt vorhanden ist, beschränkt sich undurchsicht, aber nicht folgenlos, gewissermaßen auf ein Sondergebiet, das kirchlich-christliche Leben. Sehr viel, unschätzbar viel, käme darauf an, daß es aus dieser Beschränkung befreit und auf das Ganze des Lebens angewandt würde. Eben dadurch würde bereits die schmerzlich gefühlte Gottesferne der Seele geringer.

Was an diesem einen Fall der ungezügelter Kritiksucht gezeigt wurde, ist vielfältig im Leben zu beobachten; man findet es in sich selbst, und man findet es an den anderen Menschen. Nichts wäre damit genügt, wenn der Verfasser die Beispiele häufen würde, aber sehr wichtig ist es, daß ein jeder die eigene Aufmerksamkeit bei sich selbst auf das richtet, was mit dem angeführten Beispiel aufgerufen wurde, die — Gottesferne der Seele, die in uns ihr Unwesen treibt. Man kann sich — die Erfahrung zeigt es — in vollem Glauben am kirchlichen Leben beteiligen und im übrigen weithin doch so leben, als hätte man keinen christlichen Glauben. Man kann sich morgens, mittags und abends in gewohnter (oder vorgeschriebener?) Weise dem Gebet hingeben und den übrigen Tag doch so verbringen, als ob man nicht gebetet hätte. Man kann die erhabenen Stimmen und Zeugnisse, Weisungen und Regeln, die uns überkommen sind, voll anerkennen und sich gleichwohl außerstande finden, sie so anzuwenden, wie man es „möchte“ oder „will“, wie man es für „gut“, für „durchaus möglich“, für „heilsam“ hält. Der neuere Mensch leidet — oft, ohne es genau zu wissen — an einer Gottesferne der Seele. Jeder, der von ihr betroffen ist, sollte es sich ohne Beschönigung, aber auch ohne Entmutigung wahrheitsgemäß klarmachen.

In dem Tatbestand als solchem liegt zunächst keine persönliche Schuld. Wir sind Erben der vorausgegangenen Jahrhunderte und ihrer Gedanken, ihres Fortstrebens von Gott, ihrer Einseitigkeiten und können zunächst nicht anders sein, als wir sind. Wohl aber ist mit der Lage, in der wir uns befinden, auch unsere besondere Aufgabe gegeben. Eben mit dem angedeuteten Zustand, wenn man von ihm betroffen ist, man muß ganz nüchtern rechnen, und den Ansatz des eigenen Strebens recht wählen, um etwa solche Fehler wie die angeführte ungezügelte Kritik überwinden zu können. Die Übernahme von Regeln, die aus der Vergangenheit stammen (das Wort Regel im allgemeinsten Sinn gemeint), ist für viele Menschen sehr viel weniger möglich und fruchtbar, als sie sich eingestehen mögen; vielleicht hindert sie die Ehrfurcht vor dem heiligen Erbe, vielleicht auch die Unfähigkeit zu wacher umfassender Selbsterkenntnis. Sei dem, wie immer, es ist verhängnisvoll, sich mit unwirksamen Mitteln abzumühen oder, was auch vorkommt, das christliche Streben aufzugeben. Eine der Aufgaben, die uns gesetzt

sind, besteht darin, den Ausdruck der christlichen Wahrheit so zu finden, daß sie ebenso lebensnah erscheint wie die Sprache unserer Zeit.

Welcher katholische Christ kennt nicht die Gebote Gottes und der Kirche? Wem steht nicht eine ungeheure Zahl ehrwürdiger Gebete und Betrachtungen zur Verfügung? Wer wüßte nicht, daß er den Tag mit Gebet beginnen, mit Gewissensforschung und Gebet beschließen soll? Wem wäre die evangelische Forderung der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams nicht bekannt? Warum wird aus alledem so wenig Wirklichkeit in unserem eigenen Leben? Man kann sagen, dies läge an unserer Lauheit, unserer Bequemlichkeit, unserer Sünde. Damit ist gewiß der Grund richtig angegeben, aber noch nicht der Ansatz der Überwindung gefunden. Denn außer dem genannten metaphysischen Grunde kommt noch ein zweiter, ein psychologischer in Betracht: die Seelenart vieler heutiger Menschen verlangt danach, auf andere Weise angesprochen zu werden als in der Sprache der Vergangenheit, nämlich in der von heute, was nicht im mindesten heißt, die ewige Wahrheit solle inhaltlich, wesentlich irgendwelchen Zeitbedingnissen angepaßt werden. Wir müssen aber die Kluft zwischen unserem religiösen und dem übrigen Leben zu schließen trachten und die Mittel und Wege finden, die unserer Lage entsprechen; wir müssen uns aus dem religiösen Tiefstand, in dem wir uns, aufs Ganze gesehen, befinden, mit den eben diesem Tiefstand entsprechenden Mitteln herausarbeiten.

Dazu dient vor allem, nach wie vor, die Teilnahme am Leben der Kirche in seiner vielfältigen Ausprägung; es gibt innerhalb seiner nichts, was nicht, auch heute, vielfältig nähren und Frucht bringen könnte. Teilnahme am Leben der Kirche über das gebotene Maß hinaus ist auch dann noch gut und heilsam, wenn man sich etwa dazu überwindet und mitunter die Sprache der Vergangenheit als etwas Fremdes erlebt. Aber dann zeigt die nüchterne Betrachtung des heutigen Menschen, daß das überkommene Erbgut vielfach der Erschließung bedarf, und eben diese Erschließung kann nicht in der Sprache des Erbgutes geschehen; dazu ist die Sprache unserer Zeit vonnöten. Es kann einen zwar verwundern, beschämen und überfluten, wie ungemein ähnlich im *Grunde* die Lage früherer Geschlechter der unsren war, wie unerhört treffend und gegenwartsnah etwa Psalmenworte und Gedanken der Kirchenväter sein können. Bei Isaias finden sich Sätze, die unmittelbar für unsere Gegenwart vom Himmel gegeben sein könnten. Aber das Organ für die ewige, überzeitliche und daher jederzeitliche Wirkkraft solcher Prägungen ist dem Menschen von heute größtenteils verkümmert, er lebt weithin in einer tragischen Gottesferne der Seele. Darin liegen Grund und Recht, in diesem Übungsbuch, das sich an einen bestimmten Menschenkreis wendet, das reiche Erbgut nicht als Ausgang unserer Bemühungen zu setzen, obwohl unser Ziel kein anderes sein kann als das früherer Zeiten.

So entwickelt dieses kleine Übungsbuch seine einfachen Ratschläge zur Verwirklichung der christlichen Heilsbotschaft möglichst nur aus dem, was wir Heutigen an uns und in uns erfahren können. Unsere Grundaufgabe — darüber kann unter katholischen Christen kein Zweifel aufkommen — ist die nämliche, die auch den uns Vorgegangenen Grundaufgabe war: Auch uns kann als Ziel nur ein Leben erscheinen, in dem Glaube, Hoffnung und Liebe, Gebet, Reue und Meditation, Armut, Keuschheit und Gehorsam geübt werden. Wer aber dem allem so fern ist, kann das Anerkannte, Vorbezeichnete, Ersehnte nicht durch einen plötzlichen Entschluß ins Leben rufen; er hat es nicht nur mit einer Summe sagbarer Sünden zu tun, die man etwa erkennen, bereuen und dann zu meiden trachten kann, sondern mit seiner Gottesferne der Seele. Diese erfahren auch die durch die Sakramente wieder und wieder Begnadeten oft nur allzu sehr. Obwohl durch die Taufe die Erbsünde selbst getilgt ist und im Bußsakrament die Sünden nachgelassen werden, bleiben die Folgen der Erbsünde auch in Gerechtfertigten wirksam und spürbar. „Gottesferne der Seele“ ist nur eine Andeutung der Tatsache. Diese schwindet nicht dadurch, daß man ihr Dasein und Wirken gewahrt und beklagt; sie muß vielmehr abgearbeitet werden in mühseligen, oft scheinbar

aussichtslosen Kämpfen. Diesen Kampf (Kampf um Heiligkeit) können und sollten alle führen, die trotz ihrem Glauben und wegen ihres Glaubens die Gottessferne der Seele in sich bemerken und überwinden wollen. Denn auch uns in unserer schweren und traurigen Lage gilt die Verheißung des göttlichen Heilandes: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“

Gebete in der Zeit der Krankheit

Von † P. Pierre Lyonnet S.J.¹

P. Pierre Lyonnet S. J. wurde 1906 in Lyon geboren. 17 Jahre alt, trat er in die Gesellschaft Jesu ein. Nach seinen philosophischen Studien unterrichtete er an der Jesuitenschule in Beirut. Während seiner theologischen Studien begannen seine schmerzhaften Leiden, die nach seiner Priesterweihe, 1937, durch 2½ Jahre hindurch beständige ärztliche Betreuung und mehrfache Operationen erforderten. 1939 öffnete sich für ihn endlich die Zeit apostolischer Tätigkeit als Seelsorger der Jungen im Kolleg St. Michel in Saint Etienne. Nach seinem dritten Probejahr kehrte er 1946 als Rektor in das Kolleg zurück, immer noch an seiner Krankheit leidend, aber ohne daß die Schmerzen seine Lebensfreude oder seinen Apostelgeist dämpfen konnten, bis er am 23. Januar 1949 starb. Ein kurzes Leben, voll von schwersten Prüfungen, das aber am Ende siegreich blieb, denn es vollendete sich im Triumph der Liebe, die ihn, nach seinen eigenen Worten, so lange „verfolgt“ hatte. — In zahlreichen Blättern, die man nach seinem Tode fand, sprach sich sein intensives Gebetsleben aus. Die gesammelten Aufzeichnungen finden sich in dem Buch: Pierre Lyonnet S.J., *Écrits spirituels*. Ed. d' l' Epi 1951.

*„Der Arzt hat getan, was er konnte,
Und Gott hat getan, was er wollte.“
„Hätte ich die Liebe nicht, so wäre ich nichts“ (1 Kor 13).*

Welche Entdeckung, Herr! Ganz allmählich läßt mich die Krankheit hinabsteigen auf den Grund meiner Misere. Was ich früher für Tugend hielt, war nichts als gute Gesundheit, und jene innere Ausgeglichenheit, die ich für den Frieden Gottes nahm, war wohl nichts anderes als die Zufriedenheit eines Menschen, der satt ist . . . Aber nun ist ein Irrtum nicht mehr möglich. Mein Egoismus ist mir klar geworden, deutlich, wie ein Foto, das aus dem Entwickler genommen wird. Ja, ich trug einen Egoismus in mir, unbewußt. Aber die Krankheit, dieser furchtbare Entwickler, hat gewirkt und gearbeitet und so ein Bild in mir erscheinen lassen, so klar, daß ich mich nicht täuschen kann, leider. Vor mir steht mein Egoismus und alles übrige, all das, was ich für meine Liebe hielt, ist im Wasserbad dahingegangen.

Als ich gesund war, hatte ich Mitleid mit den Kranken. Aber war das Mitleiden? Bin ich von meinem Sockel herabgestiegen? Habe ich mit den Leidenden gelitten, auf gleicher Ebene? Ich glaube vielmehr, daß mein Mitleid eher von oben nach unten verlief, daß ich nur eben etwas Mitgefühl hatte, so eine Art Herablassung, um so viel lauter und leerer, als sich — Gott verzeihe es mir! — das sieghafte Gefühl gesund zu sein, dunkel damit vermischte. Wenn ich meine Dienste anbot, tat ich es, wie ein Reicher seinen Überfluß anbietet. Das war zwar keine Sünde, Herr, aber es blieb doch sehr ungenügend. Denn, wenn man wirklich lieben will, genügt es nicht, daß man von seinem Überfluß gibt, man muß sich selbst geben. In jener Zeit damals konnte ich auch arbeiten und ich hatte Erfolg in meiner Arbeit. Ich

¹ Aus: *Messenger du Coeur de Jesus*, Toulouse, Dezember 1950. Der Abdruck erfolgt mit ausdrücklicher Erlaubnis der Schriftleitung. Die Übersetzung besorgte Peter Hornung S.J.